

**Anja:** Ich habe von einer Schule leider die Rückmeldung bekommen, dass die Silvesternacht später noch gefeiert wurde.

**Simon:** Das tut mir leid. Das find ich richtig daneben.

**Anja:** Das war schon echt schlimm. Sechs meiner Kolleginnen und Kollegen sind zum Teil schwer verletzt worden. Die sind unter anderem mit großen Sprengsätzen beworfen worden. Vom Gefühl her muss das lebensbedrohlich für sie gewesen sein. Zum Glück ist nichts Schlimmeres passiert. Man muss aber klar sagen, das war natürlich nicht die breite Masse, die das später gefeiert hat.

**fluter:** Es sind nicht alle, und trotzdem spricht ganz Deutschland über die Jugendlichen in Neukölln. Mona,

wie war es für dich, dass über euch so gesprochen wurde?

**Mona:** Über uns wird ja nicht nur wegen dieser Nacht gesprochen. Über uns wird die ganze Zeit gesprochen. Manche stellen diese Sachen an, die absolut nicht okay sind, aber alle werden in eine Schublade gesteckt.

**fluter:** Nach dem Negativen – was gefällt euch denn gut in Neukölln?

**Anja:** Ich habe hier wahnsinnig viele tolle, engagierte Menschen kennengelernt, das ist auch ein Grund, warum ich die Präventionsarbeit so liebe.

**Mona:** Neukölln ist mein Zuhause, und ich liebe es, weil ich hier aufgewachsen bin. Die Leute sind hier einfach extrem offen und nett, man fühlt sich überall willkommen.

**Simon:** Ich würde sagen, Neukölln steht für mich für Veränderung, für Energie – hier ist was los. Für irgendwie Miteinander-Klarkommen, auch wenn's nicht immer so einfach ist. Und das mag ich.

**fluter:** Was kann Deutschland von Neukölln lernen?

**Mona:** Ich würde sagen: Diversität. Wenn ganz Deutschland genauso eingestimmt wäre wie die Welt hier in Berlin, dann wäre alles in Deutschland ein bisschen besser.

**Hassan:** Mit all den Leuten, die hier aus Neukölln gekommen sind, die auch schon viel geleistet haben für diese Gesellschaft, sieht man einfach, dass hier auch ein Boden ist, um gut wachsen zu können, und nicht nur Sumpf. ➔

## Round about, Teil 1



Wie nähert man sich Neukölln am besten? Unser Reporter Michael Brake ist einmal drumherumgeradelt – die ganzen 43 Kilometer

Am Hermannplatz ist Neukölln am urbansten und vielleicht auch am kaputttesten. Für die Polizei gelten hier, wo besonders viele Straftaten stattfinden, Sonderrechte, dazu gehören zum Beispiel Personen- oder Fahrzeugkontrollen ohne konkreten Verdacht. Heute ist Markttag, doch auch das macht den Ort nicht gemütlicher: Gemüseboxen stapeln sich an einem Bauzaun, an den wenigen schmucklosen Ständen werden Obst, Hotdogs und Sonnenbrillen für fünf Euro verkauft. Es sind viele Menschen unterwegs, doch fast alle eilen an den Ständen vorbei zur U-Bahn.

Vor dem kastenförmigen Galeria-Kaufhaus ist weniger los. Unter dem Vordach schläft eine Obdachlose auf einem Lager aus alten Matratzen, anscheinend sehr tief, ihr Oberteil ist hochgerutscht und legt einen massigen Bauch frei. Einige Leute verlangsamen den Gang, schauen verstohlen hin und gehen dann weiter. Würde es dem Platz guttun, wenn die Galeria-Filiale umgebaut würde? Wenn sie edler, höher, prächtiger würde, ein bisschen so, wie sie 1929 aussah, als hier eines der größten und modernsten Warenhäuser Europas eröffnet wurde? Ein Investor hat genau das vor, und eine Bürgerinitiative versucht, es zu verhindern. Sie befürchtet Nachteile für kleinere Läden in der Nachbarschaft und Gentrifizierung ganz allgemein.



Und damit kennt man sich hier aus, denn vor rund 20 Jahren fing es gleich um die Ecke an mit der Eroberung Neuköllns durch Studierende, Kreative, Hipster: Von Kreuzberg aus schwappte die Gentrifizierungswelle über die Bezirksgrenze Kottbusser Damm. Längst sind die Altbauquartiere auf beiden Seiten beliebt und teuer – nur die Straße dazwischen hat davon wenig abbekommen. Ich zähle: 13 Döner- und Köfteläden, zehn

Spätis, sieben Handyshops, mehrere Nagelstudios, Wettcafés und Spielotheken. Am Landwehrkanal biege ich dann rechts ab. Das Ufer hier ist bekannt für den „Türkenmarkt“, der zweimal die Woche stattfindet und in keinem Fernsehbeitrag über Multikulti-Berlin fehlen darf. Später wird es unspektakulär, eine Wohngegend, wo der „Trödel Dödel 2“ noch zu den aufregenderen Geschäften gehört. Der Hermannplatz ist hier weit weg.

Von Michael Brake

noch sehr selten: „Ich habe keinen Bock mehr, stundenlang von der Polizei schikaniert zu werden.“ Dabei seien Shishabars immer ein sicherer Ort für nicht-weiße Menschen gewesen. „Auch als Frau habe ich hier viel weniger Belästigungen erlebt als in anderen Bars.“

In den vergangenen Jahren haben Razzien in Shishabars stark zugenommen. Diese gelten als Hotspots der Clankriminalität. Eigentlich sind es ganz normale Gewerbekontrollen, die die Polizei zusammen mit Behörden wie Zoll oder Gesundheitsamt durchführt. Doch manche Politiker sehen sie als das Mittel im Kampf gegen Clankriminalität. Mit der „Politik der 1.000 Nadelstiche“ will Bezirksbürgermeister Martin Hikel (SPD) für eine sichere Stadt sorgen. Diese Politik folgt der Logik, die auch Kriminaldirektor Stefan Majchrzak vertritt: Bereits kleinere Straftaten und Ordnungswidrigkeiten werden geahndet und verfolgt, um zu verdeutlichen, dass das Recht

und die Stärke des Staates überall in der Stadt gelten. „Natürlich sind Gewerbekontrollen wichtig“, sagt Melly Amira. Aus jahrelanger Erfahrung als Kellnerin weiß sie, dass im gesamten Gastgewerbe oft wichtige Vorschriften nicht eingehalten werden. „Aber von den Verbundeinsätzen ist fast ausschließlich migrantisches Gewerbe betroffen. Das wird unter Generalverdacht gestellt.“

## In Berlin haben Razzien in den Shishabars stark zugenommen

Eine vom Senat in Auftrag gegebene Studie der Hochschule für Wirtschaft und Recht sieht die Einsätze der Polizei ebenfalls kritisch. Die Gewerbekontrollen würden als „Türöffner“ für polizeiliche Arbeit genutzt, was aus rechtsstaatlicher Sicht problematisch sei.

Zudem würden andere Branchen wie Immobilien oder Finanzanlagen, in denen ebenfalls Straftaten vorkämen, vernachlässigt und kaum überwacht.

Dem Vorwurf, dass die Kontrollereinsätze migrantische Gewerbetreibende unter Generalverdacht stellen würden, widerspricht Kriminaldirektor Majchrzak. Man würde nur dort kontrollieren, wo man von einem Zusammenhang zur Kriminalität überzeugt sei. „Wir haben ja selber nichts davon, in die falschen Objekte reinzugehen.“ Bei den Einsätzen würden dann eben auch Ordnungswidrigkeiten festgestellt, die nicht im Zusammenhang mit Clankriminalität stünden.

„Ich bin vor ein paar Jahren auch mal bei Rot über die Ampel gefahren. Bin ich deswegen jetzt clankriminell?“, fragt Mohammed Chahrour. Auch in Familien wie Müller und Meier gebe es Kriminelle, die sich abschotten würden, ohne dass Angehörige gleich in Sippenhaft genommen werden. ➔

## Round about, Teil 2



Die Autobahnbrücke ist schon da, aber noch nutzt sie niemand. Nicht mal Markierungen finden sich auf den leeren Asphaltbahnen. Hier wird mitten in der Stadt die Stadtautobahn verlängert, und der Großteil der 3,2 Kilometer führt durch Neukölln, Kosten: ungefähr 720 Millionen Euro, pro Meter macht das kaum vorstellbare 225.000 Euro.

Von hier geht es eine Ausfallstraße entlang, an ihren Rändern keine Häuser, stattdessen Werbetafeln, Kleingartenanlagen, auch mal ein Haufen Müllsäcke. Nach gut einem Kilometer knickt die Bezirksgrenze nach rechts weg und ist nun ein Bach voller Entengrütze. Daneben ein Trampelpfad, junge Birken und eine geschwungene Asphaltbahn, der Mauerradweg: ein Ort für Radfahrer und Jogger. Für manche stehen motivierende Worte auf dem Boden: Jörn go! Andreas go! Marcel + Fabian only RUN'n'Roll!

Ich überquere die Sonnenallee, die hier nichts mehr mit der lärmenden, von arabischen Geschäften geprägten Straße an ihrem Beginn zu tun hat. Dafür hat sie architektonisch etwas zu bieten: die High-Deck-Siedlung, ein futuristisch anmutender Komplex für 6.000 Bewohner, entstanden in den 1970er- und 1980er-Jahren. In der Mitte jeder Straße steht ein großer Hochweg aus Beton - deswegen „High Deck“ -, der nur zu Fuß zu erreichen ist. Von hier geht es über kleine Brücken zu den Hauseingängen. Unten leben die Autos, oben leben die Menschen - an sich



eine gute Idee, aber wie viele vergleichbare Stadtrand-Beton-siedlungen trägt auch diese heute den Stempel „sozialer Brennpunkt“. In der Neukölln-Serie „4 Blocks“ wird in den Garagen der Siedlung mit Drogen gehandelt, und im echten Leben fand hier ein Teil der deutschlandweit diskutierten Krawalle in der Silvesternacht 2022/2023 statt.

Und heute? Fährt unten tatsächlich ein Polizeiwagen Streife, während oben ein klei-

ner Junge auf einem Bobbycar mit Mercedesstern fährt. Er ist eins von knapp zwei Dutzend spielenden Kindern. Insofern geht das Konzept der autofreien High Decks auf. Einige Frauen, die meisten tragen Kopftuch, sitzen auf Campingstühlen am Rand und behalten die Sache im Blick. Aus einem Haus kommt ein Mann mit Kaftan, überhaupt sind Männer nur im Unterwegs-Modus zu sehen. Auch ich mache mich wieder auf den Weg.

Von Michael Brake



Familie hausten. Teilweise zu zehnt in einem Zimmer, wie die Tiere, sagt Füsers. Die Kneipe sei also gebraucht worden, zur Erholung.

Also gut, aber was macht eine klassische Berliner Kneipe aus?

Füsers zählt auf:

- Das Bier muss fließen.
- Im Prinzip sollte der Hahn nie trocken werden.
- Der Wirt muss eigen sein, rau, aber herzlich.
- Nett mögen es die Berliner nicht.
- Hell auch nicht unbedingt.
- Rauchen: Tendenz zu ja.
- Optional: Auf dem Tresen steht ein Glas mit Soleiern.

Das Wichtigste aber sei: Die Berliner Kneipe ist ein Ort für jeden, man dürfe darin sein, wie man will.

Das Kneipensterben sei kein neues Phänomen, Kneipen würden in Berlin schon seit den 1950ern sterben, sagt Füsers. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Mietskasernen passé. Die Leute hatten plötzlich eigene Schlafzimmer, eigene Wohnzimmer, eigene Fernseher, sie mussten die Erholung nicht mehr in die Kneipe outsourcen. Deutschland wurde zur

Wohlstandsgesellschaft, und wer Wohlstand hat, der braucht kein billiges Bier mehr, keine Soleier, keine Vitamine aus der Bier-Zitrone. Wen die Wohlstandsgesellschaft aber vergessen hat, der schon.

Hans ist gern still, oft scheint er nicht gefragt zu werden, was aber nicht heißt, dass er nichts zu sagen hat. Er kann stundenlang über ChatGPT reden („Nicht mehr als ein stochastischer Wortpapagei“), über Medienkritik („Der fluter wird nur Klischees verbreiten, die in die bürgerliche Ideologie passen“) und am liebsten über Karl Marx und den Kapitalismus („Den Preis der ‚Freiheit‘ zahlen die Armen – egal, ob hier oder in Billiglohnländern“).

Die Berliner Kneipen sterben, weil billiges Bier für Menschen mit wenig Geld den Wirten kaum die Miete zahlt, weil die Mieten zudem steigen, weil Immobilien zum Spekulationsobjekt werden. Das alles sagt auch Clemens Füsers. Er schlägt deshalb vor, die Berliner Kneipen zum Weltkulturerbe zu erklären. Bevor sie ganz weg sind.

Noch aber kommen sie alle im Bierbaum 3 zusammen. Neben den Stammgästen tauchen inzwischen auch Studierende im Bierbaum auf, sagt Hans, und sogar Touristen. Aber sollen sie doch kommen, sagt Hans. Sitzen bleiben werde er sowieso. Er kann nirgendwo anders mehr hin. Er hat einen alten Mietvertrag. ➔

## Round about, Teil 3



Chris Gueffroy wurde nur 20 Jahre alt. Er starb durch einen Schuss ins Herz, abgefeuert von einem DDR-Grenzsoldaten, der seine Flucht durch den Britzer Verbindungskanal in den Westen verhindern wollte. Das war im Februar 1989, nur neun Monate vor dem Mauerfall. Von den mehr als 100 Menschen, die an der Berliner Mauer ihr Leben verloren haben – darunter auch Kinder –, war Gueffroy der letzte, was ihm eine traurige Prominenz verliehen hat. An der Stelle, wo er starb, wurde eine Straße nach ihm benannt, eine Kurzbiografie steht auf einer Gedenktafel. Es ist bei Weitem nicht die einzige dieser Art an der Bezirksgrenze, und viele sind nicht mehr im besten Zustand.

Der Kanal mündet in eine imponierende Wasserkreuzung, über die sich eine Autobahn spannt. Dieser Abschnitt der A 113 wurde erst nach der Wende gebaut, er verkürzt den Weg von Neukölln nach Dresden, Cottbus, Frankfurt (Oder). Schnurgerade zieht sich der Weg kilometerweit zwischen einer mit Graffiti verzierten Lärmschutzwand und dem von Brombeersträuchern und Pappeln gesäumten Teltowkanal entlang, ein Highway für Fahrradberufspendler und Freizeitsportler. Wer sich fragt, ob es eigentlich noch Inlineskater gibt: Ja, hier. Gemeinsam mit der Autobahn überquere ich den Kanal in Richtung Süden, oben auf der Brücke steht in großen roten Graffitibuchstaben „FCU“, für den 1. FC Union Berlin, und deutlich kleiner: „Hertha BSC“. Die



frühere Ost-West-Grenze ist heute eine Battlezone der Fans der beiden großen Berliner Fußballvereine, und wie auf dem Rasen hat der Osten (Union) aktuell die Nase vorn.

Auf der anderen Seite finde ich ein kleines Stück original erhaltene Grenzmauer, das mittlerweile von einem massiven Metallzaun umgeben ist, damit es niemand bemalt oder gar klaut. Und wieder kommt ein langer Abschnitt auf einem autofreien Grünstreifen, dieser nennt sich

Landschaftspark Rudow-Altglienicke. Er ist deutlich sorg- und vielfältiger angelegt als die bisherigen Grünstreifen, selbst die Mauergedenktafeln sind hier neuer und besser in Schuss. Auf einer von ihnen lerne ich, dass unter mir in den 1950ern mal ein unterirdischer Spionagetunnel verlief, durch den die US-Amerikaner Ostberliner Telefonleitungen angezapft haben. Heute weidet in unmittelbarer Nähe eine Gruppe Wasserbüffel. Auch das ist Neukölln.

Von Michael Brake

denkt ein neu gewählter Senat nun darüber nach, es noch mal zu probieren: Laut Koalitionsvertrag von CDU und SPD soll ein städtebaulicher Wettbewerb zumindest ausloten, welche Möglichkeiten es für eine Randbebauung gibt.

Doch die Beschützer und Beschützerinnen des Feldes sind wachsam. „Das hier ist ein Seelenort für sehr viele Menschen, nicht nur aus den umliegenden Kiezen“, sagt Peter Broytman, 41. Er wohnt im Schillerkiez, geht gern mit seinem Hund auf dem Feld spazieren – und ist einer von sieben gewählten Feldkoordinatoren, die im Auftrag der Berlinerinnen und Berliner über die transparente und gerechte Nutzung des Areals wachen. „Wir haben den Entschluss gefasst, dass wir uns auf allen Ebenen dafür einsetzen, dass das Tempelhofer-Feld-Gesetz in der jetzigen Form weiter Bestand hat“, sagt er. Heißt: Die Feldkoordinatoren sind strikt gegen jede Bebauung. Auch nicht ein bisschen, auch nicht nur am Rand. Denn das wäre womöglich ein Dambruch, mei-

nen sie, danach würde nach und nach immer mehr vom Feld abgezackt. Und was ist mit den ärmeren Menschen, die aufgrund der explodierenden Mietpreise in viel zu kleinen Wohnungen sitzen? „Wo sonst könnten solche Leute Familienfeste feiern?“, fragt Broytman zurück. Die Menschen in der Stadt bräuchten öffentliche Orte ohne Konsumzwang.

Etwas Ähnliches schwebt Cléo Mieulet, 52, auch für das ehemalige Flughafenterminal vor. Das ragt hinter ihr in den Himmel, abweisend und grau, ein über 1,2 Kilometer langer Bogen aus Beton, Stein und Stahl, 7.266 Räume, mehr als 300.000 Quadratmeter Geschossfläche. Das Gebäude wurde ab 1936 im Auftrag der Nationalsozialisten errichtet und war damals das größte Einzelbauwerk Europas. Heute leben in zwei der sieben Hangars Geflüchtete, ein paar Trakte mietet die Polizei, gut ein Drittel der Fläche kann aufgrund des schlechten baulichen Zustands nicht genutzt werden. Mieulet hat das „Transformationsbündnis THF“

mitgegründet. Es setzt sich dafür ein, dass im Flughafengebäude künftig erforscht wird, was eine Stadt dem Klimawandel entgegensetzen könnte – mit Begegnungsorten für die Nachbarschaft und Werkstätten für postfossile Techniken. Vom Senat bekommt sie dafür keine politische Unterstützung. Wie es mit dem Bündnis weitergehen soll, ist daher ebenso unklar wie die Zukunft des Gebäudes.

Mieulet aber gibt die Hoffnung nicht auf. Hier gibt es schließlich immer wieder Überraschungen. Zwei Jahre nach der Schließung etwa landete doch noch mal ein Flugzeug auf dem Flugfeld: Eine Sportmaschine legte zwischen Skatern und Grills eine Notlandung hin, der Motor war ausgefallen. Als der Pilot und seine drei Passagiere mit wackeligen Knien aus der Maschine kletterten, war die Begrüßung laut „Tagesspiegel“ wohl ziemlich Neukölln-typisch: „Habt ihr ’ne Meise?“, pflaumten Parkbesucher die Gelandeten an. Danach aber gab es erst mal was zu trinken. ➔

## Round about, Teil 4



Ab hier ist die Neuköllner Grenze auch die Berliner Stadtgrenze: Unmittelbar links neben mir beginnen Brandenburger Felder, und Pferde traben umher. Auf einigen Schildern wird Honig angeboten aus eigener Imkerei.

Nun geht es hinauf zum südlichsten und zugleich höchsten Punkt Neuköllns, knapp 86 Meter hoch. Wie fast alle Hügel in Berlin ist auch dieser ein künstlicher: Erst wurden Trümmer aus dem Zweiten Weltkrieg aufgeschüttet, später war hier eine Müllkippe. Bis 1975 der „Müllvertrag“ in Kraft trat. Das war ein wortwörtlich schmutziger Deal, durch den Westberliner Abfall, auch aus Neukölln, für viel Westgeld in der DDR entsorgt wurde. Aus der Müllkippe wurde ein Park, der „Neuköllner Dörferblick“. Und der Blick ist wirklich fantastisch! Unter mir starteten die Flugzeuge vom Flughafen BER, auf der anderen Seite kann ich ganz Neukölln überblicken.

Wieder unten, lande ich dort, where the streets have no names, sondern einfach Straße 223 oder Straße 230 heißen. Sie führen durch Reihen von gleichförmigen Einfamilienhäusern. Gelbe Säcke hängen in Reih und Glied überm Jägerzaun, grüne Plastikmännchen mahnen am Straßenrand, auf Schulkinder zu achten. Stadtrand-Kleinsiedlungen wie diese wurden in Deutschland seit den 1920ern gebaut, um die



überfüllten Innenstädte zu entlasten. Die Nationalsozialisten intensivierten das noch, auch die Siedlung am Zwickauer Damm wurde 1939 fertiggestellt. Auf Aushängen in Glaskästen erfahre ich das Wichtigste aus dem Alltag der „lieben Siedler und Siedlerinnen“, wie sie in den Schreiben angesprochen werden: Bei der jährlichen Begehung wurde u. a. festgestellt, dass

auf einigen Grundstücken die zulässige Heckenhöhe überschritten wurde! Der Weg verläuft nun kurz zwischen Büschen entlang, und plötzlich stehe ich vor einem Hochhaus: Hier beginnt die Gropiusstadt, die Mutter des sozialen Wohnungsbaus, entstanden zwischen 1962 und 1975 mit rund 19.000 Wohneinheiten. Dagegen ist die High-Deck-Siedlung ein Dorf.



de und ich sind ja alle in Deutschland geboren, trotzdem haben wir uns als Ausländer gefühlt.“ Irgendwann hätten sie diese Identität aus Protest nach außen getragen. Bei heutigen Jugendlichen erkennt Çetin einen ähnlichen Reflex, nur mit einem Unterschied: „Jugendliche mit Wurzeln in der Türkei, Bosnien oder arabischen Ländern werden nicht mehr als Ausländer gelesen, sondern als Muslime.“ Aus Çetins Wahrnehmung nähmen viele junge Menschen in Neukölln deshalb aus Protest eine „pseudoreligiöse“ Identität an. Die Jugendlichen seien ja heute nicht religiöser, sie nutzen nur verstärkt religiöse Vokabeln. Zum Beispiel Wallah – eine Schwurformel, die „bei Gott“ bedeutet.

Çetin weiß, wovon er spricht. 15 Jahre lang war er Imam der Neuköllner Şehitlik-Moschee. Mittlerweile arbeitet Çetin in der Extremismusprävention, besucht im Jahr weit über

## Der Einfluss der Eltern beschäftigt die Polizei

200 Berliner Schulklassen, meist begleitet ihn ein Rabbiner. Dort thematisiert er Vorbehalte: die der muslimischen Community gegenüber Juden, die oft für den Staat Israel geradestehen müssen, und die der Mehrheitsgesellschaft gegenüber Muslimen. Dass die Schulen sensibler mit der religiösen Vielfalt sein könnten, nimmt Çetin sehr wohl wahr. Er nimmt aber auch die Eltern in die Pflicht. „In

vielen Neuköllner Communitys ist die Vaterrolle ein Problem“, sagt Çetin und zählt auf: die Tabuisierung der Sexualität, vor allem bei Mädchen. Die Vorstellungen von Familienehre. Die fehlende Unterstützung der Kinder beim Lesen und bei den Hausaufgaben. „All das führt dann zu Ärger in der Schule.“ Im schlimmsten Fall zu Mobbing, sexuellen Übergriffen oder anderer Gewalt.

Der Einfluss des Elternhauses beschäftigt auch die Berliner Polizei. Vor zwei Jahren hat sie ihre Präventionsarbeit erweitert. Nun gibt es für den

südlichen Teil des Ortsteils Neukölln, in der die Jugendgewalt verstärkt auftritt, ein dreiköpfiges Jugendschutzteam. Nach jedem Gewaltvorfall an einer Schule führen die Polizisten Gespräche mit dem oder der tatverdächtigen Jugendlichen und vor allem auch den Eltern. „Normenverdeutlichendes Gespräch“ heißt das. Was das Jugendschutzteam beobachtet: Die meisten Kinder und Jugendlichen, die in der Schule mit aggressivem Verhalten auffallen, haben zu Hause selbst Schlimmes erlebt. Auch an der Grundschule am Fliederbusch gibt es Fälle von häuslicher Gewalt. Schulleiterin Schäfer und ihr Kollegium bringen daher alle Beteiligten an einen Tisch: Eltern, Pädagoginnen, Vertreter von Beratungsdiensten und Jugendamt. Zudem werden Eltern zweimal im Jahr zu Bilanzgesprächen eingeladen. Und künftig sollen auch pädagogische Nachmittage im Beisein der Eltern stattfinden. „Wir haben einen Schritt Richtung Familienarbeit gemacht“, sagt Schäfer. ➔

## Round about, Teil 5



Ständig verläuft nun die Grenze zwischen Privatgrundstücken, also fahre ich im Zickzack durchs tiefste Westberlin und lande schließlich in der „Dauerkleingartenanlage Guter Wille“. Schnurgerade Wege, Maschendrahtzaun, dahinter Deutschlandfahnen, bunte Blumen und erntereife Apfelbäume. Im Vereinsheim stehen auf der Karte u. a. Tintenfischringe mit Aioli (8,90 Euro) – leider hat die Küche heute nicht geöffnet. Über 9.300 Kleingartenparzellen gibt es in Neukölln. Gerade im früheren Westberlin waren die Kleingärten wichtige Rückzugsorte – ins Umland fahren konnte man wegen der Mauer ja nicht. Insgesamt gibt es heute in ganz Berlin noch mehr als 70.000 Parzellen. Ihre Existenz ist auch eine politische Frage, denn hier wird im Kleinen verhandelt, wie eine Stadt genutzt werden sollte. Als unversiegelte Grünflächen sind sie wichtig für das Stadtklima, sagen die einen. Es kann nicht sein, dass in Zeiten von Wohnungsknappheit Platz auf diese Weise verschwendet wird, sagen die anderen. Beliebt sind die Kleingärten auf jeden Fall. Die Wartelisten der Vereine sind voll. Hier an der Grenze gehen die Anlagen nahtlos ineinander über, auf „Guter Wille“ folgen „Ostelbien II“ und die „Kolonie Sorgenfrei“, und auf einmal stehe ich in einem riesigen Industriegebiet. Ein Mann fuhrwerk mit einem Laubbläser herum, er trägt Ganzkörperanzug und Sichtschutz, und als er mich sieht, hebt er die Hand zum Gruß. Als wäre er ein Außerirdischer. Oder bin ich einer?



Weiter geht es, vorbei an einem Friedhof, einem Autohaus und einem Swingerclub. Erst jetzt wird es wieder urbaner, und kurze Zeit später bin ich schon am S-Bahn-Ring. Plötzlich riecht es nach Keksen. Aus dem Bahlsen-Werk weht süßer Duft herüber. Und vor mir plötzlich: nichts. Kilometerweit reicht der Blick über den ehemaligen Flughafen Tempelhof. Beim Überqueren des Feldes komme ich an einem

Bike-Polo-Turnier und einer Gemeinschaftsgartenanlage vorbei, einem zugewucherten Labyrinth aus selbst gezimmerten Hochbeeten und Sitzgelegenheiten. Von Weitem sehe ich jemanden, der beim Joggen einen großen weißen Hund trägt. Auch ich würde jetzt gern getragen werden, nach rund 40 Kilometern Fahrt. Aber die letzten zwei Kilometer zurück zum Hermannplatz schaffe ich dann auch noch so.

Von Michael Brake